C.A. Looslis Glaube

Autor(en): **Lerch, Fredi**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **101 (2007)**

Heft 2

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-389861

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Fredi Lerch

C. A. Looslis Glaube

Bereits war ich ein wenig angesoffen,
Da hab ich Jesus Christus angetroffen.
Er grüsste: «Bruder, Friede sei mit dir!»
Drauf ich: Salut! Komm mit; ich zahl ein Bier!

Ich sah, dass ihn mehr hungerte denn dürste,
Da rief ich: Frieda! bring einmal zwei Würste
Und Brot! – darauf zu ihm: Wo kommst du her?
«Ich – von Witzwil», sprach er und seufzte schwer.

Wieso? Warum? Was hast du ausgefressen?
«Ich hab als armer Jude mich vermessen
Zu kommen, schwarz natürlich, in die Schweiz
Und ward erwischt!» – Das kennen wir bereits:

Doch du, du hast ja Kirchen allerwegen!
«Wo man mich abwies», seufzte er verlegen,
«Und mich verzeigt' der Fremdenpolizei
Als Erzvagant, der allen lästig sei!»

Er sprachs und ass derweil, ich fluchte:
Hol sie der Teufel, diese gottverruchte...
Da winkt' er milde ab und meinte nun:
«Vergib! Sie wissen ja nicht, was sie tun!»

(C. A. Loosli, Begegnung, in: Freies Volk, 23. Mai 1947)

Vom Auserwählten zum Agnostiker

Der Schriftsteller Carl Albert Loosli (1877–1959) war nicht nur der Verfasser einiger berndeutscher Bücher, als den man ihn heute noch kennt. Als einer der bedeutenden *schweizerischen Intellektuellen* der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts muss er erst wieder entdeckt werden (siehe Kasten). Tatsächlich umfasst sein Werk Dutzende von Büchern (davon eine ganze Reihe von nie veröffentlichten), viele hundert Zeitungsartikel und Tausende von Briefen.

Berücksichtigt man Looslis Jugend, so ist dieses Werk nichts weniger als verblüffend: Er wuchs bis zwölf als *Verdingbub* und später in verschiedenen Anstalten auf. Die Erziehung zur Widerborstigkeit brachte ihn folgerichtig in die *Jugendstrafanstalt Trachselwald,* wo er am eigenen Leib eine *Diktatur im Kleinen* voll perversen Machtmissbrauchs erlebte, mit ausgebautem Spitzelwesen und systematischen folterartigen Strafen. Wer in Trachselwald «erzogen» worden war, fristete später entweder als Knecht ein unauffälliges Leben oder wurde bald einmal als kriminell eingesperrt respektive als sozial auffällig «administrativ» versorgt. Nicht so Loosli. Bereits wenige Jahre nach seiner Entlassung 1897 hatte er das Profil eines breit gebildeten und sprachgewaltigen Journalisten und Publizisten. Wo nahm dieser junge Mann so viel Kraft her? War er ein gläubiger Mensch?

«Der Anstaltsgott ist im wesentlichen eine höhere Polizeiberufungsstelle», beschreibt Loosli 1924 in «Anstaltsleben» seine frühen Erfahrungen. Und: «Gott ... steht immer auf der Seite des Vorgesetzten.» Trotzdem suchte Loosli in Bern 1897 Anschluss an den christlichen *Bildungsverein Philadelphia,* wo es, wie der Loosli-Biograf *Erwin Marti* schreibt, nach einem «Eröffnungskantus» jeweils ein Referat und eine Tasse Tee gab, dazu abends Bibelstunden. Tatsache ist, dass Loosli in späteren Jahren sehr *bibelfest* gewesen ist. 1898 schien er sich dann

ganz dem Christentum zuwenden zu wollen. Er entschied sich, «in die Mission» zu gehen, und begründete gegenüber seinem väterlichen Freund und Pfarrer *August Gruner:* «Ich habe weder Familie, noch Carriere, noch Zukunft vor mir, für mich ist das Opfer nicht gross, ich habe ja nichts zu verlieren.»

Weshalb er seinem inneren Ruf doch nicht folgte, ist nicht endgültig geklärt. Marti vermutet, dass Looslis Wunsch zu *tätigem Glauben* einem *stärkeren* gewichen sei – jenem «nach Gleichheit und nach sozialen Reformen – Loosli empfand die drängenden ungelösten Probleme seiner Zeit». Nacheinander habe sein Zickzackweg, schreibt Loosli 1940 an *Eduard Burri,* auch er ein Pfarrer, von der protestantischen Orthodoxie via Calvinismus, freikirchlichem Pietismus, «stumpfsinnigem Rationalismus und Antiklerikalismus» zu einem «toleranten Agnostizismus» geführt: «Dabei bin ich trotzdem in meinem Unterwusstsein stets ein homo religiosus verblieben, und gerade darum trat ich vor bald vierzig Jahren aus der Kirche aus.»

Ab 1905 schrieb Loosli als Redaktor des *«Berner Boten»* jene Leitartikel, die ein Jahr später unter dem Titel *«Bümpliz und die Welt»* als Buch erschienen sind. Hier findet sich – neben religionskritischen Texten wie «Christentum und Vaterlandsliebe», «Weihnacht» oder «Pfingstpredigt» – auch ein Essay mit dem Titel «Glaube». Darin zeigt sich Loosli nun als *Agnostiker:* «Glauben heisst ..., etwas für wahr halten, für das man keine Beweise hat. Glauben ist eine Sache des blossen Willens, eine Knechtung des Verstandes, der Denkfähigkeit zugunsten des Gemütes, der Bequemlichkeit. In dieser Bequemlichkeit vielleicht liegt das Beseligende des Glaubens. Haben wir das Recht, einem den Prozess zu machen, weil er bequem oder nicht bequem ist?» Und überhaupt: an was man denn glauben solle? «An die Kirche, die wir selbst geschaffen haben, die nichts mehr und nichts weniger ist als die Institution eines Gesetzes, welches abzuändern jederzeit in unserer Macht steht?... An die Geistlichen, welche wir besolden, und die uns nicht von Gott re-

C. A. Loosli im Studierzimmer seines Hauses in Bümpliz, 1954 (Bild: W. Studer).

den würden, besoldeten wir sie nicht?… An Gott, der da sagt: ‹Du sollst nicht töten!› und die, welche töten, segnet?… An einen Gott, der … nur zu den Mächtigen sein gnadenreiches Ohr neigt?» Loosli verwirft nicht Gott, aber die Kirche, die ihn zu dem gemacht hat, als was er ihm erscheint. Loosli postuliert: «Wer liebt allein, hat Gott.»

«Waffenbruder» Leonhard Ragaz

Looslis Vorstellung von Liebe machte ihn aber nicht zum Almosner des Gutmeinens, sondern zum *gesellschaftspolitisch intervenierenden Publizisten.* Marti schreibt für die späteren Jahre: «Für Loosli ist das Christentum ein Teil der menschheitsverbindenden Gesittung, gehen die Religionen ein in die allumfassende Humanität. Zu dieser Humanität gehören Kunst und Kultur, die Demokratie und die Menschenrechte, gehören die Grundwerte der Amerikanischen und der Französischen Revolution.»

Aufnahme ca. 1918 (Bild: F. Ritzmann).

Trotz der Hinwendung zur agnostischen Weltsicht hat Loosli zeitlebens den Kontakt zu engagierten gläubigen Menschen gepflegt. Marti erzählt, dass er von Looslis Tochter Annemarie vor deren Tod gehört habe, ihr Vater habe in Bümpliz zwischen einem katholischen Abbé, einem jüdischen Prediger und dem protestantischen Ortspfarrer *interkonfessionelle Gespräche* zu initiieren versucht.

Belegt ist hingegen, dass Loosli mit Leonhard Ragaz Briefe gewechselt hat. Ragaz schrieb nach seiner Lektüre von Looslis Schrift «Schweizerische Zukunftspflichten» am 9. September 1915 unter anderem: «Wir würden vielleicht nicht in allen Dingen Eins sein, aber darin, worauf es jetzt ankommt. Ich hab die Entdeckung gemacht, dass ich, der Antipatriot u. Internationalist, seit dem 4. August 1914 mich in der deutschen Schweiz ziemlich einsam fand, weil ich Schweizer war u. Demokrat!» Loosli antwortete am 13. September: «Ich habe seit Jahren die Überzeugung, dass in unserm Land all das, was uns die Schweiz liebwert und achtbar gestalten sollte, allgemach den Anstürmen des Neomaterialismus, der bei uns wie ein verheerendes Fieber herrscht, zum Kuckuck geht.» Als ihm Ragaz am 28. April 1916 «einige Dokumente meines Kampfes» zustellte, tat er dies mit dem einleitenden Satz: «Ich habe Ihnen im letzten Herbst meine Waffenbrüderschaft im Kampf um eine selbständige Schweiz angesagt.» Dieser Kontakt und die Tatsache, dass Loosli noch im Juni 1952 in den *Neuen Wegen* einen Beitrag «Zur Strafrechtsreform» veröffentlichte, sind zwei Schlaglichter, die darauf verweisen, dass Loosli die Religiös-Sozialen vermutlich stets im Auge behielt als – um in Ragaz' Bild zu bleiben – Waffenbrüder an einem *anderen Frontabschnitt.*

Looslis Weg allerdings führte in späteren Jahren noch weiter weg von christlichen Gewissheiten: In den frühen dreissiger Jahren verfasste er ein Buch unter dem Titel *«Briefe eines Gottlosen».* Der Texte sei, schrieb er 1932 an seinen Freund *Jonas Fränkel,* «nichts weniger, als eine grundsätzliche Absage an die Offenbarungsreligionen und ihre Lehren». Auf die Bitte seiner Frau *Ida Loosli-Schneider* hat er das druckfertige Typoskript später vernichtet.

Der Entscheid zur Erfolglosigkeit

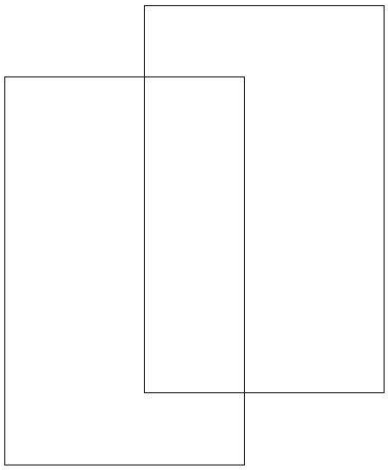
Looslis unbedingter Humanismus hat ihm nicht zuletzt sein Leben als Berufsschriftsteller erschwert. Zum einen führte er ihn dazu, publizistische Auseinandersetzungen unerbittlich und ausdauernd zu führen – womit er sich viele, auch mächtige Feinde schuf. Zum andern stellte er seine schriftstellerische Berufsethik über die ästhetischen Kategorien von Literatur. In seinem nie veröffentlichten Alterswerk *«Als freier Schriftsteller»* (nach 1947) schrieb er: «Der einzig berufene Lehrmeister des Berufsschriftstellers, worunter bloss der durchaus sendungsbewusste, der berufene, also nicht der bloss gewerbliche Unterhaltungs- oder Tagesschriftsteller zu verstehen ist, bleibt immer das pulsende, innere Erleben und Erleiden des Daseins.» Und 1925 in *«Ich schweige nicht!»*: «Gewiss, ich achte die Kunst hoch, gestehe gerne, dass mir nichts vollkommener wäre als mich ihr ganz und ausschließlich zu widmen, doch achtbarer, erhabener noch ist mir der Menschen Leiden, besonders wenn diese Menschen wehrlose Kinder sind. Gelingt es mir, das Los auch nur einer geringen Zahl unter ihnen lebenswerter, erträglicher zu gestalten, dann mag, was ich etwa künstlerisch geschaffen habe oder noch schaffen werde, samt meinem Namen versinken und vergessen werden, denn dann habe ich Wertvolleres erreicht und außerdem, mittelbar freilich, auch der Kunst mehr gedient als durch die Schöpfung noch so wohlgeratener Dichtungen.»

Wer so redet, gilt der zünftigen Ästhetik bestenfalls als *«Tendenzschriftsteller»*. Loosli dagegen sagte in «Als freier Schriftsteller»: «Wir leben in einer Zeit ausgesprochenen Überflusses überdurchschnittlicher Talente, aber trotzdem in einer eigentlichen Kulturverdämmerungsepoche.» Oder kurz und bündig: «Gepriesen wird ja jeder Tunichtgut,/ Dem nie des freien Geistes kühner Flug/ Die Feder leitet, der sich immer frug,/ Ob er auch schwimme mit der Modeflut:/ Fürwahr! Heut schreibt bald jeder Esel gut!» (Der Samstag, 4.2.1933).

Loosli liess sich nie zum Esel des modischen Literaturbetriebs machen und hat seinen Preis bezahlt dafür. Im Rückblick sagte er: «Vor mir muss und darf ich heute feststellen, dass ich als freier Schriftsteller … in jeder, aber wirklich in jeder Hinsicht erfolglos blieb, dass ich daher, bis zum heutigen Tage und wohl auch bis zu meinem Ende, ein dürftiges, ärmliches Dasein lebe.» Dem *ärmlichen Dasein* schloss sich nach seinem Tod das *Vergessen des Intellektuellen* Loosli an: Ein Schriftsteller, der nur erzieherische Reformen – insbesondere zugunsten von Anstalts- und Verdingkindern – initiiert hat, der zweisprachig publizierend gegen die Verbreiterung des Röstigrabens oder gegen die Antisemiten und Nazis im Land kämpfte, der sich für die Arbeitsbedingungen der Kunstschaffenden engagierte

Loosli neu entdecken

Der Rotpunktverlag (Zürich) hat im Herbst 2006 mit der Publikation einer Werkausgabe in sieben Bänden von C. A. Loosli begonnen. Ziel ist es, mit einer übersichtlich gegliederten, zeitgeschichtlich und literarisch interessanten Leseausgabe einen repräsentativen Überblick über den «ganzen» Loosli zu geben und damit dessen Leben und Werk neu ins Gespräch zu bringen. Je zwei der sieben Bände haben sozial-, gesellschafts- und kulturpolitische Schwerpunkte. Dazu kommt der Band «Die Schattmattbauern», der Loosli mit dem gleichnamigen Roman und mehreren Erzählungen als Kriminalautor vorstellt. Bisher erschienen sind «Die Schattmattbauern» und «Anstaltsleben». Folgen sollen «Gotthelfhandel» und «Administrativjustiz» (2007), «Bümpliz und die Welt» und «Judenhetze» (2008), sowie «Hodlers Welt» (2009). Als Herausgeber zeichnen gemeinsam Fredi Lerch und Erwin Marti. Die beiden ersten der auf drei Bände angelegten Loosli-Biografie Martis sind im Chronos-Verlag Zürich erschienen. Die Dialektbücher Looslis sind im Licorne Verlag (Langnau/Murten) greifbar.
Die Loosli-Werkausgabe kann subskribiert werden (Rotpunktverlag, Postfach, 8026 Zürich, oder:*www.rotpunktverlag.ch)*.



Aufnahme in der 40er Jahren (Bild: W. Wiedmer).

usw. – so einer war und ist für das herrschende Literaturverständnis der Schweiz eine Quantité négligeable gegenüber jeder verwehten Seele, die mit sprachlich interessant klingenden Dunkelheiten zum vagen Mitempfinden einlädt.

Am 1. Januar 1924 schrieb Loosli an Jonas Fränkel: «Ich habe mir soeben mit recht innigem Behagen, gewissermaßen auch als Neujahrslosung, das 2. Kapitel des Predigers Salomo zu Gemüte geführt. Eine ganz gute Arznei, zu der ich gelegentlich nicht ungern greife.» In diesen Versen des «unsterblichen Kohelet», dem Loosli auch zu Beginn von «Als freier Schriftsteller» die Reverenz erweist, heisst es: «Darum verdross es mich zu leben, denn es war mir zuwider, was unter der Sonne geschieht, dass alles eitel ist und Haschen nach Wind» (2,17). Allerdings steht dort eben auch: «Doch dies sah ich auch, dass es von Gottes Hand kommt» (2,24). •

«Unser Vater» berndeutsch

Um zu zeigen, wie schwierig es sei, hochdeutsche Texte in die «mundartliche Muttersprache» zu übertragen, verfasste C. A. Loosli 1938 eine Übersetzung des «Unser Vater»-Gebets in sein unteremmentalisches Berndeutsch. Unsicherheiten gab er mit Varianten an:

«Üse Drätti, wo d'im Himu (obe) bisch; dy Name söw gheiliget (?) wärde. Dys Rych (dy Herrschaft, dy Regierig) söw cho. Dy Wiwe söw (hie) uf Ärde (glych?) wi im Himu gäwte (gscheh?). Gib ist hüt üses täglig Brot (üsi ‹tägligi›? Spys u Trawch?). U verzie-n-is (vergib is) üsi Schuwde (Sünde?), wi (au?) mir dene verzieh (vergäh?), wo sich a-n-üs (gäge-n-üs?) verfähwt (gsündiget?) hei. Füehr is nid i d'Versuechig (lah-n-is nid nach em Böse gluschte? oder: mach, das d's Böse (?) nid Meister wird über is) – z'Gägespiew: tue-n-is vom Übu (vom Böse – vom Sündige?) erlöse. Vo wäge d's Rych (Herrschaft? Regierig?), d'Chraft (?) u d'Herrlichkeit (?) sy dyni (ghöre dir?), vo jitze-n-a bis i d'Ewigkeit (?) – Ame!»

Im Anschluss an diesen Vorschlag kommentierte Loosli: «Ganz abgesehen davon, dass viele Wörter in der Schriftsprache einen auffällig verschiedenen Sinn von den entsprechenden der Mundart aufweisen (Reich, Wille, Brot, Schulden, Schuldigern, Versuchung, das Böse, Übel, Kraft, Herrlichkeit), gibt es welche, die in der vorerwähnten Mundart überhaupt keinen gleichwertig deckenden Ausdruck bieten wie etwa – geheiligt – vergeben – erlösen u.a.m.»[1]

Rund vierzig Jahre später behauptete der Pfarrer und Schriftsteller Kurt Marti gegenüber dem Psychiater und Schriftsteller Walter Vogt, das «Unser Vater» sei nicht ins Berndeutsche zu übertragen. Der Freigeist Vogt setzte sich an den Schreibtisch und widerlegte Marti wie folgt:

«vattr
im himu
häb zu diim imitsch soorg
üüs wäärs scho rächcht wett azz ruedr
chäämsch
und alls nach diim gringng giengng
im himel obe-n-und hie bi üüs…
gib is doch zässe
u wemr öppis uusgfrässe heij
vrgiss daas
miir vrgässes ja oo wenis eine
dr letscht näärv uusziett
hör uuf nis machche zggluschschtte
nach züüg wo-n-is nume schadtt
hiuff is liebr chli –
diir gghöört ja sowisoo scho alls wos gitt
amen.»[2]

[1] C. A. Loosli: Schweizerdeutsch. Glossen zur Schweizerischen Sprach-Bewegung, Basel (Birkhäuser) 1938, 34.
[2] Dieter Fringeli (Hrsg.): Mach keini Schprüch, Zürich (Ammann-Verlag) 1981, 93.